

Gottesdienst — geschlossene Gesellschaft? Solidarität mit der Welt

Aus der Sicht eines evangelischen Laien

VON HEINZ BECKMANN

Im wohl dosierten Wechsel der Konfessionen müßte ich jetzt sehr evangelisch auftreten. Ich werde das nicht tun, denn ich bin der Überzeugung, daß es zwischen den Konfessionen nichts Gemeinsameres gibt als den christlichen Gottesdienst. Es fragt sich nur, wann wir das merken.

Dagegen möchte ich eine andere Eigenschaft meines bescheidenen evangelischen Personalstandes kräftig betonen, die Tatsache, daß ich ein Laie bin und mit einiger Betroffenheit in geistigen und menschlichen Wirklichkeiten existiere, in denen so etwas wie Gottesdienst schon lange nicht mehr vorkommt. Für die Menschenwelt, in der wir heute unser Leben zubringen, ist das, was die Christen Gottesdienst nennen, einbarer Unfug, ist Torheit, ist Narretei, ganz und gar unfaßlich für einen einigermaßen vernünftigen Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, dem sich die Frage überhaupt nicht mehr stellt, ob er am Sonntag in die Kirche gehen soll oder nicht.

In einer solchen Umwelt haben die Christen heute Not mit ihrem Gottesdienst. Sie denken angestrengt darüber nach, wie sie ihre Gottesdienste für die Umwelt zugänglicher machen könnten. Sie denken nicht nur nach, sondern suchen in ungezählten Kommissionen und Diskussionsgruppen nach anderen, neuen, attraktiveren Gestalten ihrer Gottesdienste. Bei solchen Anstrengungen ist bisher niemand auf den Einfall gekommen, die uns umringenden geistigen und menschlichen Wirklichkeiten einmal beim Wort zu nehmen, wenn sie unseren Gottesdienst für baren Unfug, für Torheit und Narretei halten. Vielleicht haben sie doch recht, und nicht sie, sondern wir müßten umlernen. Es wäre sogar möglich, daß viele unserer angestrengten Anpassungsversuche für die Gottesdienste auf einen vollendeten Betrug am Menschen unserer Zeit hinauslaufen. Ich werde den Eindruck nicht los, es sei für diese Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts von großer Bedeutung, daß der christliche Gottesdienst in ihren Augen baren Unfug bleibt — daß wir uns also hüten müßten, ihnen diese Meinung von unseren Gottesdiensten auszutreiben. Vielleicht können wir uns für einen Augenblick in die uns umringende, uns benachbarte Menschenwelt versetzen und mit deren Ohren hören, wie unser Gottesdienst nach dem Ein-

gangslied beginnt: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Bitte sehr, was soll das? Es folgt die Behauptung, der Herr, also Gott habe Himmel und Erde gemacht — es folgt das Sündenbekenntnis. Das kann man sich natürlich alles gleichgültig, stumpf, unberührt anhören. Mir aber sind Menschen lieber, die schon diesen Auftakt unseres Gottesdienstes für Unsinn, für Torheit halten. Und ganz gewiß ist es solchen Menschen um ihrer selbst willen heilsamer, wenn sie auf diesen Eingang des Gottesdienstes wie auf eine unbegreifliche Torheit reagieren.

Ich möchte aber noch einen Schritt weiter gehen und sagen, daß ein Christ, dem das Treiben in unserem Gottesdienst nicht gelegentlich selbst wie bare Torheit vorkommt, nur sehr wenig begriffen hat von der provozierenden Abgründigkeit dessen, was wir da in unseren Kirchen und Andachtsräumen tun. Eigentlich müßte ich jetzt noch einmal den Eingang unseres Gottesdienstes zitieren bis hin zum Glaubensbekenntnis — und da steht der Pfarrer, da stehen die Presbyter, da steht die Gemeinde, niemand kann ihnen ins Herz schauen, aber dies ist wohl klar, daß manche von ihnen am besten daran tun, sich der göttlichen Torheit zu versichern. Anders werden sie es nicht schaffen. Deshalb sind mir alle Versuche, den Gottesdienst zu verändern, solange verdächtig, als wir nicht begriffen haben, daß wir vor der Welt in unserem Gottesdienst Narren um Christi willen sind. Das war das erste, was ich sagen wollte, das Kapitel von der Torheit des Gottesdienstes.

Zweitens bedrängt mich die Frage, ob wir nicht allmählich begreifen müssen, daß es nicht zuerst die Formen, die so fragwürdig entarteten Formen unseres Gottesdienstes sind, sondern zuallererst die Inhalte des Gottesdienstes, die dem modernen Menschen so veraltet und überholt vorkommen. Auf welche Weise Gott die Ehre gegeben wird — und das ist laut Luther der eigentliche Sinn des Gottesdienstes — fällt nicht einmal so sehr ins Gewicht. Ich zitiere Martin Luther aus einer Predigt: „Der rechte Gottesdienst ist ja mit einem einzigen Wort nichts anderes als die Ehre Gottes. Die Ehre Gottes aber steht darin, ihm zu glauben, auf ihn zu hoffen und ihn zu lieben.“ Entschuldigen Sie vielmals, aber der Fehler unseres Gottesdienstes für die Menschen unserer Zeit — uns weithin eingeschlossen — besteht doch einfach darin, daß er etwas mit Gott zu tun hat. Ich zitiere noch einmal Martin Luther aus einer anderen Predigt: „Kommst du zur Taufe oder nimmst das Abendmahl oder holst die Absolution, oder wenn man prediget, so steht der Himmel offen, und wir hören die Stimme des himmlischen Vaters, und kommen diese Werke alle aus dem Himmel, und ist der Himmel über uns offen.“

Ich hoffe, daß uns bei diesem Satz ein heißer Schrecken in die Glieder fährt, zumal Martin Luther wenige Sätze später an den heiligen Stephanus erinnert, der also den Himmel offen sah und davon predigte. Nach der Predigt des

Stephanus heißt es in der Apostelgeschichte: „Sie schrien aber laut und hielten ihre Ohren zu und stürmten einmütiglich auf ihn ein, stießen ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn.“ Über diesen Umgang mit dem Geist der Zeit, wie Stephanus ihn für geboten hielt, sollte man während unsrer Erörterungen über den Gottesdienst auch einmal nachdenken. Merkwürdigerweise bedrückt es uns kaum, daß in unseren Gottesdiensten heute der Himmel meist fest verschlossen bleibt — um so mehr aber irritiert es uns, daß jene Menschen nicht kommen, für die die bloße Vorstellung Himmel schon ein Aberwitz ist. Vielleicht müßten wir ihnen diesen Himmel einmal öffnen, also wahre Gottesdienste feiern und nicht bloß diese Kümmerformen, die sich notfalls noch erhalten haben, diese konfessionell amputierten Gottesdienste, in denen wir uns den Himmel aufgeteilt haben.

Das war das zweite, was ich sagen wollte, daß Gottesdienste zum Nulltarif, also ohne Gott und ohne offenen Himmel, genauso wenig Erfolg haben werden, wie die Versuche des Theaters mit dem Nulltarif.

Drittens — und das können wir sehr kurz machen, denn ich hoffe, daß hier lauter ehrliche Christen beieinander sind, ehrlich vor sich selbst. Die Schwierigkeiten der Christen heute mit ihren Gottesdiensten sind zu einem wesentlichen Teil Schwierigkeiten der Christen heute mit ihrem Glauben. Deshalb müssen wir uns bei allen Bemühungen um eine Anpassung des Gottesdienstes an die Mentalitäten des modernen Menschen fragen, ob wir da nicht ein Alibi suchen, ob wir also wirklich die anderen Menschen draußen vor der Kirchentür meinen oder nicht doch uns selbst, die wir so viel Schwierigkeiten mit dem Glauben haben. Die Versuchung ist groß, es sich da etwas leichter zu machen. Ob das aber näher an die menschliche Wirklichkeit unserer Tage heranzuführt, wird mir immer fragwürdiger.

Viertens — und dies ist das Kapitel vom fröhlichen Christenmenschen, das peinlichste Kapitel, das sich denken läßt, denn alle unsere Erwägungen, wie man denn endlich die Menschen unserer Tage wieder in den Gottesdienst bringen könnte, wären ganz und gar überflüssig, sobald die Christenmenschen fröhlich aus ihren Gottesdiensten herauskämen. Da griffe dann ein großes Staunen um sich, denn jedermann wäre begierig zu erfahren, woher diese Christenmenschen ihre Fröhlichkeit holen. So kämen dann die Leute ganz von selbst in die Kirche. Ich bin seit Jahrzehnten mit einem Mann befreundet, der schon in jungen Jahren aus der Kirche austrat. Neulich erzählte er uns, er wäre einen ganzen Sonntag lang in einer ihm völlig ungewohnten Weise fröhlich gewesen. Er war in Brüssel unversehens in einen katholischen Gottesdienst geraten und noch Tage später hell erfüllt von dem Singen und Sagen, von der Freude, von der wirklichen Gemeinschaft in den Kirchenbänken. Was war das für ein Gottesdienst? Es war ein ganz alter Gottesdienst, in dem die Gemeinde mit ihren

Priestern die so lebendige Fülle christlicher Gottesdienste neu entdeckt hatte — das Mitwirken der Laien bei den Schriftlesungen, das ja uralt ist, das Singen in dem Wechsel zwischen Gemeinde, Chor und Priester, das Psalmodieren und die großen Gebete der Christenheit, in denen doch längst auch alles das geborgen liegt, was uns heute Not macht. Mein Freund, der nicht zur Kirche gehört, sagte, er sei den ganzen Tag fröhlich gewesen. Das ist eine schlichte Abwandlung dessen, was Martin Luther den offenen Himmel über dem Gottesdienst nannte. Wann, bitte sehr, hat uns zuletzt ein Gottesdienst fröhlich gemacht? Ich fürchte, da gibt es nur kleinlaute Antworten. Bislang haben Sie mich wahrscheinlich für einen rückständigen Mann gehalten, der das Heil allein bei den überlieferten Gottesdienstformen sucht. Erst an dieser Stelle, da wir von der Fröhlichkeit des Christenmenschen sprechen, darf ich Ihnen verraten, daß ich beinahe alle Veränderungen und neuen Gestalten des Gottesdienstes guthießen würde, die eine fröhliche Gemeinde zur Folge haben. Leider zielt aber ein nicht geringer Teil neuer Gottesdienstversuche auf eine problembewußte Gemeinde. Ja, jüngst las ich sogar, der Gottesdienst solle Probleme lösen. Nein, das soll er nicht. Probleme haben wir selbst zu lösen, falls sie zu lösen sind. Einem fröhlichen Menschen gelingt das erfahrungsgemäß ungleich besser als einem griesgrämigen, kleinmütigen, angestregten oder schon resignierenden Menschen. Darum habe ich eine gewisse Schwäche für „die schönen Gottesdienste des Herrn“, von denen David im 27. Psalm singt. Ihnen traue ich sehr viel zu, vor allem wenn es um unsere Solidarität mit der Welt geht.

Das war das vierte, was ich sagen wollte, daß die Fröhlichkeit eines Christenmenschen daher kommt, daß er frei ist *von* der Welt und daher als einziger frei *für* die Welt. Diese Freiheit aber ist kaum zu erreichen ohne die Bitte Davids, ich zitiere aus dem 27. Psalm: „Eins aber bitte ich vom Herrn, das hätte ich gerne: daß ich im Hause des Herrn bleiben möge mein Leben lang, zu schauen die schönen Gottesdienste des Herrn, und seinen Tempel zu betrachten.“ Das Haus des Herrn war einmal auch die Wohnung der Familie. Dort finden schon lange keine Gottesdienste mehr statt.

Jetzt kann ich — fünftens — leider nicht umhin, mich der Steinigung durch die neueren Propheten auszusetzen: Der Gottesdienst hat es zunächst mit dem einzelnen Menschen zu tun, mit der Person, die ihm unverwechselbar eigen ist. Schon bei der Taufe ist ihm aus dem offenen Himmel zugesagt worden: Ich habe dich bei deinem Namen gerufen. *Das* ist der Mensch, der in den Gottesdienst kommt, und zwar heute, in einer Zeit, in der es sonst fast nirgends mehr Raum und Freiheit gibt für diesen einen, bei seinem Namen gerufenen Menschen. Den neueren Propheten muß endlich klar gemacht werden, daß Jesus nicht bei einer Fischergewerkschaft Anhang suchte, sondern den Fischer Petrus zu sich rief — daß er nicht in ein Clubhaus der verachteten Zöllner ging, son-

dern sich im Haus des Zöllners Zachäus zu Gast ansagte. Das ist im Blick auf die Welt auch heute noch die Aufgabe der christlichen Gemeinde und ihrer Gottesdienste. Sie hat dem einzelnen Menschen nachzugehen, denn nur sie weiß noch — weiß sie es wirklich noch? —, daß dieser einzelne Mensch von Gott geschaffen wurde, ein Partner Gottes ist. Aber ist das nicht ein Widerspruch: Gemeinde und einzelner Mensch? Gewiß nicht, denn auch eine Orgel besteht aus einzelnen Pfeifen, die je für sich ihre eigene Stimme haben. Es beunruhigt mich sehr, daß die Kirche ihren Adressaten nicht mehr zu kennen scheint. Eine um sich greifende Abwertung der Seelsorge ist kennzeichnend dafür. Nun können wir aber im Gottesdienst den einzelnen Menschen, der von ungefähr zu uns kommt, nur erreichen, wenn wir bei der frohen Botschaft bleiben und nicht — wie Luther das nannte — blaue Enten predigen. Der Mensch, der bei seinem Namen gerufen wurde, kommt nicht in die Kirche, um dort diese oder jene erwägenswerte Meinung zu hören, die er auch anderweitig hören kann, sondern um mit dem konfrontiert zu werden, der ihn so unbegreiflich bei seinem Namen gerufen hat.

Wir sprachen vorhin von den Kümmerformen unserer Gottesdienste. Damit kann nicht gemeint sein, daß man sich von so kümmerlichen Gottesdiensten dispensiert fühlen darf. Es gibt klägliche Prediger, natürlich gibt es die, es gibt klägliche Restbestände von Gemeinde sonntags in den Kirchenbänken. Alle solche Kläglichkeit, zu der sich meine eigene Kläglichkeit hinzugesellt, ist kein Grund, dem Gottesdienst fernzubleiben. Wo aber der Pfarrer seine eigenen ehrenwerten Meinungen statt des Evangeliums verkündigt, wo bis hinein in den Text der Gebete Stellungnahmen zu Problemen der Zeit statt Anrufungen Gottes verbreitet werden — da bin ich von jeder Teilnahme am Gottesdienst dispensiert, und zwar aus dem einfachen Grund, weil das kein Gottesdienst ist.

Im Gottesdienst geht es nun einmal um die andere Dimension des Menschen, eine Dimension, die mehr und mehr unbekannt geworden ist. Wer sich aber ein bißchen in den geistigen Strömungen unsrer Zeit, ein bißchen in der gegenwärtigen Menschenwelt auskennt, der muß doch endlich begreifen, daß dies die offene Wunde des Menschen unseres Jahrhunderts ist: zurückgeworfen auf seine Endlichkeit, auf sein nur hiesiges Dasein, ein etwas gehobenes Objekt der Zoologie — und doch von einer merkwürdigen Unruhe gejagt, als sei das nicht alles. Mit dieser Unruhe haben wir es zu tun, sie wartet insgeheim auf Antwort in unseren Gottesdiensten. Und wenn in unserem Thema gefragt wird nach der Solidarität mit der Welt, so kann es sich nach christlichem Verständnis doch wohl nur um eine Solidarität mit den Menschen in dieser heillosen Welt handeln. Was das bedeutet, läßt sich unschwer in der Apostelgeschichte nachlesen, als Paulus nach Athen gekommen war, und die Leute führten ihn auf den Gerichtsplatz und sprachen: „Können wir auch erfahren, was das für eine neue

Lehre sei, die du lehrest? Denn du bringst etwas Neues vor unsere Ohren; so wollten wir gern wissen, was das sei.“ An den unbekanntem Gott brauche ich wohl in allem diesem Gewoge verzweifelter Religionsversuche in unserer Zeit gar nicht erst zu erinnern. Wir müssen nur begreifen, daß wir etwas Neues vor die Ohren der Athener zu bringen haben. Angesichts des Altars für den unbekanntem Gott sagte Paulus: „Nun verkündige ich euch denselben, dem ihr unwissend Gottesdienst tut.“ Achten wir doch etwas mehr auf die unwissenden Gottesdienste in unserer Zeit!

Das war das fünfte, was ich sagen wollte, daß unsere Solidarität mit der Welt nur eine Solidarität mit den Menschen in dieser Welt sein kann, denen wir eine neue Botschaft — neu jedenfalls für sie — auszurichten haben. Wir sprechen hier wohlgerne vom Gottesdienst — nicht von der Caritas, nicht vom Brot für die Welt oder der Entwicklungshilfe —, wir sprechen vom Gottesdienst, der den Menschen frei macht für seinen Dienst an der Welt, der ohne solche Freiheit nicht zu leisten ist. Vielleicht lesen Sie einmal in Heft 1/73 der Zeitschrift „Quatember“ den Bericht einer staatlichen Entwicklungshelferin nach, die sich in allen Schwierigkeiten, Anfechtungen und der Ohnmacht ihres Dienstes an den Menschen in einem großen afrikanischen Dorf erst zurecht fand, als ein paar französische Ordensschwwestern in den gleichen Ort kamen, die junge evangelische Frau aus Deutschland in ihre Mitte nahmen und jeden Morgen in der Frühe mit ihr die Messe feierten, ehe sie den Armen und den Kranken dienten. Das ist der Stellenwert des Gottesdienstes in unserem Dienst an der Welt. Wenn man aber in mancherlei Gottesdiensten hierzulande alle diese modischen Texte und Predigten mit den so wunderschönen Programmen der Solidarität mit der Welt zu hören bekommt — dann müßte es da draußen im Elend dieser Welt doch nur so wimmeln von Entwicklungshelfern und Ärzten und Krankenschwestern. Es wimmelt leider gar nicht, denn schöne Sprüche mit Dias an der Altarwand sind rasch bei der Hand. Eines allerdings ist ganz sicher: wenn junge Menschen aus unseren Gemeinden die Sprüche und die Dias ernst nehmen und also hinausgehen in das Elend, dann werden sie dort einen anderen Gottesdienst brauchen als daheim — und sie werden ihn nicht nur am Sonntag brauchen.

Darf ich dies ganz kurz einwerfen: ich bin überhaupt der Meinung, daß wir viel zu wenig Gottesdienst feiern. Auf den einen am Sonntag kann man dann schließlich auch noch verzichten. Aber dies nur nebenbei.

Sechstens — ich bin es Ihnen schuldig, in umgekehrter Reihenfolge noch auf die geschlossene Gesellschaft des Gottesdienstes zu sprechen zu kommen. Natürlich ist der Gottesdienst eine geschlossene Gesellschaft, aber eine geschlossene Gesellschaft, zu der jedermann Zutritt hat und die eigentlich mit allem, was sie tut, gerade diesen Jedermann meint. Doch kann sie ihn nur meinen als geschlos-

sene Gesellschaft, nämlich als christliche Gemeinde, die ihre Gottesdienste feiert, und dazu braucht es nun einmal einer gewissen Einübung, aber auch einer gewissen Übereinstimmung im Glauben. Erst so, als geschlossene Gesellschaft, kann die Gemeinde ihrem Sendungsbefehl folgen. Auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden, darf ich aus der Praxis meine Erfahrung weitergeben, daß in unseren Tagen sogar gewisse elitäre Elemente christlicher Gruppierungen notwendig sind. So haben wir zum Beispiel in meiner Gemeinde einige Attacken hinzunehmen, weil der ökumenische Kreis beharrlich darauf besteht, nur in den Wohnungen seiner Mitglieder zusammenzukommen. Selbstverständlich haben wir auch öffentliche Veranstaltungen, vor allem im geistlichen Leben, also mit Andachten, Gottesdiensten und Bibelarbeit. Aber wir wissen aus mancher auch recht unschönen Erfahrung, daß das ökumenische Leben in unserer Gemeinde vorerst nur möglich ist aus einer geschlossenen Zelle heraus. Übrigens gilt das, was ich etwas unvorsichtig das „elitäre“ Element christlicher Gruppierungen nannte, erst recht für den Gottesdienst. Bei der weitverbreiteten geistlichen Ausödung und konfessionellen Amputation in den Kümmerformen der heute gebräuchlichen Gottesdienste kann man im Augenblick wirkliche Gottesdienste am ehesten in katholischen Klöstern und in evangelischen Kommunitäten feiern — und das sind ja nun wirklich geschlossene Gesellschaften, auch wenn ihre Häuser noch so weit offenstehen.

Was vollzieht sich eigentlich in diesen Bruderschaften und Schwesterngemeinschaften? Dort ist der Gottesdienst ganz einfach ein Stück Leben und daher auch ungleich lebendiger, als wir es von unserm braven Sonntagmorgen gewohnt sind. Besonders die evangelischen Kommunitäten — ohne die Last der Tradition — haben mit einer schönen Unbefangenheit aus der Fülle des christlichen Gottesdienstes geschöpft. Dort fanden auch Schätze des orthodoxen Gottesdienstes Eingang. Das alles läßt sich vorerst natürlich nur in geschlossenen Gesellschaften erproben, für die der Gottesdienst unmittelbar zum täglichen Leben gehört — aber ich bin fast sicher, daß diese Erprobungen auf die Dauer auch in die Gottesdienste der christlichen Gemeinde eingehen könnten, wenn wir uns nur etwas aufmerksamer jener jungen Menschen annehmen wollten, die als Gäste oder Helfer in den Klöstern und Kommunitäten neuerdings mit einer erfrischenden Unbefangenheit meist vollzählig an den Stundengebeten und Gottesdiensten teilnehmen. Die Kirche hat eine Neigung, immer von gestern zu sein, und so passen wir uns denn einer Welt und Wirklichkeit an, die für jeden wachen Blick schon im Schwinden begriffen ist.

Das war das sechste, was ich sagen wollte, daß wir aus der geschlossenen Gesellschaft gottesdienstlichen Lebens heraus wahrscheinlich einen ganz anderen Weg suchen sollten als bislang. Es geht weniger um einen neuen Gottesdienst als um eine Erneuerung des christlichen Gottesdienstes, der so verkümmert da-

hinsicht. Es muß mit dem Gottesdienst etwas Ähnliches geschehen, wie es mit dem Evangelium in der Reformationszeit geschah. Eine solche Reformation des Gottesdienstes aus seiner verschütteten Fülle heraus scheint mir eine der wichtigsten ökumenischen Aufgaben zu sein. Wenn nämlich römisch-katholische Verlautbarungen zur Ökumene am Ort immer dringlicher ein gemeinsames geistliches Leben, eine ökumenische Spiritualität anraten, dann werden wir ganz von selbst auf eine Erneuerung des Gottesdienstes gestoßen, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß wir gemeinsam auf die Dauer zufrieden sein werden mit dem, was sich während der langen Trennung auf beiden Seiten als Gottesdienst herausgebildet hat. Und wieder sind es die katholischen Orden und die evangelischen Kommunitäten, die uns hier Hoffnung machen, denn ihr Gottesdienst, wo immer sie sich treffen, ist längst ein gemeinsamer, einerlei, wer dabei den sogenannten Vorsitz führt, ein katholischer oder ein evangelischer Geistlicher. Im gemeinsam gelebten und gefeierten geistlichen Leben verlieren, bis hin zum Herrenmahl, manche konfessionellen Differenzen wie von selbst ihre Bedeutung.

So lassen Sie mich — siebteus — noch ein Wort zum ökumenischen Gottesdienst sagen, auf den alles hinausläuft, was ich bis jetzt nur in kurzen Andeutungen darzulegen versuchte. Der gemeinsame Gottesdienst ist bei weitem die fruchtbarste Möglichkeit gegenseitiger Bereicherung, gegenseitiger „Auferebauung“, wie das Ökumenismuskonkordat des Konzils das nennt. Was aber machen wir aus unseren ökumenischen Gottesdiensten, statt uns zu bereichern? Wir beschneiden die Kümmerformen noch etwas mehr, einigen uns auf einen minimalen Rest und mißverstehen die Mitwirkung der Laien dahingehend, daß sie Tagesparolen in einer etwas angehobenen Sprache zu verlesen haben. Ein ökumenischer Gottesdienst wird in der Regel „gestaltet“. Dafür hat man seinen paritätisch besetzten Ausschuß, der meist von der Zwangsvorstellung belastet ist, ein ökumenischer Gottesdienst müßte ganz etwas anderes, möglichst sogar ein Experiment sein. Das einzige aber, worauf es dabei ankäme, wäre die Entdeckung, daß wir tatsächlich doch beiderseits heute fast den gleichen Gottesdienst feiern — warum tun wir das eigentlich dann nicht gemeinsam? Und wenn wir es erst einmal ohne besondere „Gestaltung“ gemeinsam getan haben, werden wir bald darauf kommen, daß dieser gemeinsame Gottesdienst im Laufe der Zeiten etwas dürr geworden ist. Aber der Reichtum liegt ja bereit, die lebendige Fülle gelebter Gottesdienste aus Zeiten, die nicht besser daran waren als wir. Merken wir denn gar nicht, daß die Menschen unserer Zeit mit Spruchbändern aller Art bis an den Hals eingedeckt sind und nach einem Ort suchen, an dem nicht die gebräuchlichen Schlagworte umlaufen, sondern Schuld bekannt und vergeben, die frohe Botschaft gelesen und verkündigt und Gottes unbegreifliche Liebe singend und betend gepriesen wird? Es muß ein Ende haben mit den ökumenischen Minimallösungen, die sich besonders erschreckend in der

Liedauswahl niederschlagen. Über „Lobet den Herren“ oder „Großer Gott, wir loben dich“ kommt man oft nicht hinweg, als hätten wir nicht genug gemeinsame Lieder, die in den Kern des gemeinsamen Glaubens treffen.

Wahrscheinlich werden wir die falsche Zwangsvorstellung „ökumenischer Gottesdienst“ erst los, wenn wir uns beherzt zu gemeinsamen Gottesdiensten am Sonntagmorgen entschließen, und zwar in der Weise, daß wir uns gegenseitig im Gottesdienst besuchen, also den Gottesdienst der je anderen Kirche mitfeiern. Das geschieht hier und dort bereits. Natürlich kenne ich die Schwierigkeiten mit der katholischen Sonntagspflicht, aber ich bin nicht so kleinmütig, sie für unüberwindbar zu halten — sie sind es schon deshalb nicht, weil ein Christ einiges auf seine Kappe nehmen kann und muß. Die Kappe heißt in diesem Fall Gewissen, und darüber gibt es in den Dekreten des Konzils ja einiges nachzulesen. Wir müssen uns daran gewöhnen, das geistliche Leben für Leben zu halten, denn wenn wir alles nur nach der Regel machen wollten, wäre ökumenischer Gottesdienst ohnehin nicht möglich, da doch bei den jüngsten Auseinandersetzungen über das geistliche Amt ruchbar geworden ist, daß die römisch-katholische Regel unsere evangelischen Pfarrer im Grunde gar nicht für vollgültige Amtsträger der Kirche Jesu Christi hält.

Wo aber der gemeinsame Sonntagsgottesdienst noch nicht möglich ist, da sollte man die gelegentlichen ökumenischen Gottesdienste desto gründlicher nutzen, um zu einem gemeinsamen geistlichen Leben zu gelangen. Noch kommen mir die ökumenischen Zusammenkünfte immer so vor, als wäre man beieinander zu Gast, ohne die Kammern zu öffnen. Ich denke, es würde eine Freude sein, wenn wir uns gemeinsam allmählich wieder in die Fülle des christlichen Gottesdienstes einübten. Dazu bietet sich die gemeinsame Andacht an, in der man sogar wieder lernen könnte, die Psalmen zu singen.

Nun wird man abermals die Solidarität mit der Welt vermissen, man wird mir vorwerfen, ich spräche von einer geschlossenen ökumenischen Gesellschaft. Ja, das tue ich, aber ich tue es um der Solidarität mit den Menschen der gegenwärtigen Welt willen. Wie wollen wir denn eigentlich den allenthalben hervorbrechenden religiösen Unruhen begegnen? Glauben wir wirklich, daß wir das noch getrennt können? Wir werden bald, dessen bin ich sicher, von unseren konfessionellen Auseinandersetzungen und so ängstlich gehüteten konfessionellen Reservaten befreit werden, denn sehr weit ist die Stunde nicht mehr entfernt, in der es darauf ankommen wird, die frohe Botschaft gemeinsam zu verkündigen, gemeinsam die Überwindung der Religionen, in die wir zurückzusinken drohen, durch die Offenbarung des Neuen Testaments zu bezeugen. Das aber wird eine gemeinsame geistliche Existenz erfordern, eine gemeinsame geistliche Wirklichkeit. Solidarität mit der Welt — ganz gewiß, das ist ja unsere Aufgabe, doch müßten wir gerade deshalb wissen, daß eine Kirche Jesu

Christi, die man nur in Teilfragmenten hier oder dort sehen und erfahren kann, für die Menschen unserer Tage unglaublich bleibt.

Das war das siebte, was ich sagen wollte, daß die Ökumene, ganz besonders aber der ökumenische Gottesdienst, nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern um jener Menschen willen, die in Unruhe geraten sind und eine glaubwürdige Kirche suchen.

Darf ich schließen mit der Frage, was wir eigentlich *nach* dem Gottesdienst tun? Die Beantwortung dieser Frage entscheidet weithin auch über das, was während des Gottesdienstes geschieht — ob wir nur als Predigthörer, nur als Empfänger des heiligen Mahls zur Kirche gekommen sind oder aber als feiernde Gemeinde, die nicht einfach wieder auseinanderläuft. Um es mit einem etwas kräftigen Bild zu sagen: Wenn ich Pfarrer wäre, würde ich aus der Gemeindekasse zuerst eine Gulaschkanone anschaffen. Bei ökumenischen Gottesdiensten halte ich, wenn auch nicht gleich die Gulaschkanone, so doch das offene Beisammenbleiben nach dem Gottesdienst für unerlässlich.

Ich schließe bewußt mit einer anscheinend so profanen Frage, denn wenn es uns nicht gelingt, den Gottesdienst wieder ganz natürlich in unser Leben, in unsere Existenz einzufügen, statt ihn zu programmieren, dann wird er bald auch für die geschlossene Gesellschaft nur noch leerer Unfug sein.